

RUDOLF ZINNHOBLER

Theologische Zeitschriften für die Praxis

Entwicklungen in Österreich und angrenzenden Diözesen

Verantwortliche kirchliche Praxis bedarf der ständigen theologischen Reflexion. Deshalb ist es heute wie in der Vergangenheit notwendig, daß die Theologie den Bezug zur Praxis und die Praxis den Bezug zur Theologie nicht verlieren. Unser Autor, emeritierter Professor für Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz, geht einigen publizistischen Bemühungen der vergangenen 150 Jahre nach und erinnert damit zugleich an die lange und wechselvolle Geschichte unserer Zeitschrift. (Redaktion)

Die folgenden Ausführungen¹ handeln über einige theologisch-praktische Zeitschriften im Bereich des heutigen Österreich, greifen aber mit dem Brixener „Konferenzblatt“ und der Passauer „Theologisch-praktischen Monatschrift“ ein wenig über diesen Raum hinaus, weil es dadurch möglich wird, bestehende Parallelen und Zusammenhänge aufzuzeigen. Vollständigkeit wird nicht angestrebt, es geht eher darum, die Funktion und den historischen Kontext (auch für andere vergleichbare Zeitschriften) herauszuarbeiten. Die Reihung der Zeitschriften folgt der Chronologie der Entstehung, dies schon deshalb, weil dadurch am deutlichsten wird, welche Motive für die jeweilige Gründung ausschlaggebend waren.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte jener Prozeß ein, in welchem die Kirche ihre Bindungen an den Staat abzustreifen begann. Besonders wichtig hierfür wurde die Revolution von 1848, weil sie auch der Kirche die Rede-, Versammlungs- und Pressefreiheit brachte. Diese Freiheiten konnten auch im Neoabsolutismus nicht mehr wirklich zurückgenommen werden. Ein erstes Anzeichen für die sich abzeichnende beziehungsweise durchsetzende Pressefreiheit war die Begründung diözesaner Amtsblätter (Gurk 1843, Salzburg 1852, Linz 1855, Graz 1856, Wien 1863), welche die bis dahin üblichen staatlichen Kurrenden ersetzten. Bald begannen aber auch theologisch-praktische Zeitschriften zu erscheinen. Sie wollten u.a. die nun wieder freie Pastoral befruchten, sie dienten aber auch in hohem Maße der kirchlichen Restauration und der Auseinandersetzung mit den Zeitereignissen. Dies wird unser Überblick zeigen.

1. Die Linzer „Theologisch-praktische Quartalschrift“

Sie wurde 1848 begründet und ist damit, nach der Tübinger „Theologischen Quartalschrift“, die zweitälteste Fachzeitschrift im deutschen Sprachraum. Rechnet man aber die zwischen

¹ Zugrunde liegt ein Vortrag, den ich in Djakovo (Kroatien) am 12. Dezember 1997 im Rahmen eines Symposiums gehalten habe, das aus Anlaß des 125-Jahr-Jubiläums der Zeitschrift „Vjesnik Djakovacke i Srijemske biskupije“ stattfand. Dieses ebenfalls theologisch-praktisch ausgerichtete Periodikum wird von der Theologischen Fakultät Djakovo herausgegeben.

1802 und 1821 in Linz erscheinende „Theologisch-praktische Monatsschrift“ hinzu, an welche die „Quartalschrift“ bewußt anknüpfte, so wird diese von keinem anderen Organ an Anciennität übertroffen.²

Schon 1840 war ein Versuch zur Neubelebung der „Monatsschrift“ unternommen worden, der jedoch an den staatlichen Zensurbehörden in Wien scheiterte.³

Im Herbst 1846 begann man in Linz mit der Abhaltung von Priesterkonferenzen, die der wissenschaftlichen und aszetischen Fortbildung dienen sollten.⁴ Solche Treffen waren im damaligen Polizeistaat eigentlich verboten, denn erst mit der Revolution von 1848 wurde Versammlungsfreiheit gewährt. Bei diesen Konferenzen wurde der Plan gefaßt, wieder eine theologische Zeitschrift herauszugeben. Nach Einholung der kirchlichen und staatlichen Erlaubnis konnte die Zeitschrift ab 1848 tatsächlich wieder erscheinen. Im eigentlichen Sinne ist sie also „nicht ein Kind der Revolution, sondern Ergebnis eines jahrelangen Ringens mit der staatlichen Zensurbehörde“.⁵ Als Redakteure und Herausgeber fungierten zunächst Domkapitular Johann B. Schiedermayr (1807–1878), der großes Ansehen genoß und eigentlich nur den Namen hergab, und Augustin Rechberger (1800–1864), Professor der Dogmatik, der die tatsächliche redaktionelle Arbeit leistete.⁶

Da der wiedererstandenen Zeitschrift die durch die Revolution erreichten Freiheiten voll zugute kamen, ist es verständlich, daß schon das erste Heft einen „offenen Brief“ brachte⁷: „Ein Wort über Preßfreiheit“, in welchem der Autor, Friedrich Baumgarten, einem nicht genannten Briefschreiber, der seine Besorgtheit über die Pressefreiheit geäußert hatte, antwortet: „Ich wage ... anzudeuten, daß die Preßfreiheit, wenn sie von dem Clerus gehörig benützt wird, ihm, seinen Interessen und Bestrebungen keineswegs feindseelig entgegensteht ...“; ja der Klerus habe „durch die Preßfreiheit nicht so sehr verloren, als vielmehr gewonnen“. Zum gleichen Thema äußerte sich noch im selben Jahrgang auch [Anton] Stießberger⁸, der in der Presse „eine Groß-, ja Hauptmacht“ erblickte; der Klerus dürfe sich diese „nicht entreißen ... lassen, sondern [solle] sich derselben zum Angriffe und zur Vertheidigung ... bedienen“.

Ab 1848 waren auch in Linz wieder „öffentliche Klerusversammlungen“ möglich, die ihrerseits einen wesentlichen Beitrag zur Förderung und Verbreitung der Quartalschrift leisteten.⁹ Auch aus diesem Grund reagierte die Zeitschrift zunächst vorwiegend positiv auf die neue Zeit. So äußerte ein Johann T. Max Zetter im Jahrgang 2 die Ansicht: „Weder rathsam noch ersprießlich für Religion und Kirche wäre es, wollte der Geistliche sich gera-

² Zur Geschichte der Zeitschrift vgl. u.a.: Josef Lenzenweger, 125 Jahre Theologisch-praktische Quartalschrift, in: Theologisch-praktische Quartalschrift (ThPQ) 125 (1977), 337–347; Rudolf Zinnhobler (Hg.), Theologie in Linz, Linz 1979, 66f; Markus Lehner, Caritas – die Soziale Arbeit der Kirche. Eine Theoriegeschichte, Freiburg i.B. 1997, bes. 57–64.

³ Lenzenweger (wie Anm. 2), 339.

⁴ L. Kopler, Das Doppeljubiläum der Quartalschrift, in: ThPQ 80 (1927), 1–19, hier 6f.

⁵ Lehner (wie Anm. 2), 59.

⁶ Kopler (wie Anm. 4), 9.

⁷ ThPQ 1 (1848, Heft 1), 157–164.

⁸ ThPQ 1 (1848, Heft 4), 116–125.

⁹ Lenzenweger (wie Anm. 2), 340.

dezu der Zeitbewegung entgegenstehen, oder jede Vereinbarung mit ihr stracks abweisen“.¹⁰

In der weiteren Folge lässt sich bei der Zeitschrift allerdings eine gewisse Einengung des Gesichtskreises auf Vorgänge im Bistum Linz feststellen.

Eine neue Ära für die Zeitschrift, die bis heute fortdauert, begann mit dem Jahre 1861. Damals, das heißt mit dem 14. Jahrgang, übernahmen auf Wunsch von Bischof Franz Joseph Rudigier (1853–1884) die „Professoren der bischöfl. theolog. Diözesan-Lehranstalt“ die Herausgabe. Sie wollten folgendem Programm folgen: Es sollten jeweils „Abhandlungen aus der Theologie und über christliche Kunst“, „Antworten auf Pfarrkonkurs- und Pastoralkonferenz-Fragen“ (Kasuistik), Berichte über die „kirchenrechtliche Entwicklung“, „Mittheilungen über neuere Literatur“ und schließlich „Nachrichten über Kirchliches im Allgemeinen und speziell aus der Diözesanchronik“ geboten werden.¹¹ Aus der zuletzt genannten Rubrik entwickelten sich die „Zeitläufe“, aus denen die jeweiligen Anschauungen und Tendenzen der Zeitschrift recht gut ablesbar sind.¹²

Rein äußerlich wurde das Programm erfüllt und behielt auch Modellcharakter für die Zukunft, ja sogar bis in die Gegenwart; das Niveau des Gebotenen entsprach aber nicht immer den Erwartungen, zumal es zunächst noch weithin an Autoren fehlte, „die über

die engen Grenzen“ der Diözese hinaussahen.¹³ Das führte – neben anderen Gründen (Redaktionswechsel 1865) – zu einer Krise, aufgrund welcher der Abonnentenstand unter die Zahl 160 sank.¹⁴

Als Retter der Zeitschrift gilt der Pastoraltheologe Josef Schwarz (1841–1909), der die Redaktionsgeschäfte ab 1875 zunächst allein und dann mit ein bis zwei Kollegen besorgte. Schwarz gelang es, so bekannte Autoren wie Hettinger, Ernest Müller, Lehmkuhl, Göpfert, Albert Maria Weiß, Scheicher, Beringer u.a. zu gewinnen, was sich auch günstig auf die Abonnentenzahl auswirkte. „Als Sohn eines Kaufmannes hatte Schwarz vom Vater offenbar auch dessen mercantile Fähigkeiten geerbt. Der Bezieherkreis wuchs jährlich um ca. 500; als Schwarz 1892 die Redaktion verließ, war ein Abonnentenstand von fast 10.000 erreicht, seine Redaktionsperiode bedeutete eine wahre Blüteperiode für die Zeitschrift“.¹⁵

Der Kirchenhistoriker Matthias Hiptmair (1845–1918) als neuer Chefredakteur¹⁶ konnte diese Erfolgsserie zunächst noch fortsetzen; im Jahre 1900 zählte man den bis dahin höchsten Bezieherstand von 12.800.¹⁷ Das 1904 erfolgte endgültige Verbot Roms von „Intensionsabonnements“ (Bezug der Zeitschrift für Meßstipendien), die Konkurrenz durch andere Zeitschriften und mehrere „literarische Fehden“, die

¹⁰ ThPQ 2 (1849), 55f.

¹¹ ThPQ 14 (1861), 1–6.

¹² Lenzenweger (wie Anm. 2), 341.

¹³ Ebd.

¹⁴ Kopler (wie Anm. 4), 10f.

¹⁵ Kopler (wie Anm. 4), 13.

¹⁶ Zu ihm vgl. R. Zinnhobler, Matthias Hiptmair. Redakteur der Theologisch-praktischen Quartalschrift 1883–1910, in: ThPQ 125 (1977), 91–99; ders., Matthias Hiptmair. Kirchenhistoriker und Chefredakteur, in: Oberösterreich. Lebensbilder zur Geschichte Oberösterreichs Bd. 3, hg. v. Alois Zauner und Harry Slapnicka, Linz 1984, 97–108.

¹⁷ Kopler (wie Anm. 4), 14.

Hiptmair in seinem Organ austrug, führten zu einer drastischen Abnahme der Leserzahl auf ca. 8000 bis Ende des Jahres 1915.¹⁸

Daß die Quartalschrift die schwierige Kriegs- (1914–1918) und Nachkriegszeit, das Zerbrechen der Monarchie und die Inflation nicht nur überstand, sondern sogar wieder eine Aufwärtsentwicklung nehmen konnte – bis 1927 war eine Abnehmerzahl von ca. 16.000 erreicht¹⁹ – ist vor allem dem Geschick des Dogmatikprofessors Leopold Kopler (1881–1933) zu danken, der 1913 in die Redaktion eintrat und 1915 Chefredakteur wurde. Nun konnten aus dem Verkauf der Zeitschrift sogar so bedeutende Gewinne erzielt werden, daß davon der Bau einer Linzer Strandkirche (Untergaumberg) wesentlich mitfinanziert werden konnte.²⁰

Nach dem Tode Koplers (1933) übernahm der Pastoraltheologe Wenzel Grosam (1877–1942), der von Ferdinand Spießberger (1894–1964) unterstützt wurde, die Chefredaktion. Nach dem Ausscheiden Grosams aus der Redaktion oblag Spießberger, unter dem der Abonnentenstand auf fast 18 000 hinaufschneite, die Schriftleitung.²¹

Obwohl die Zeitschrift sich nicht mit dem sich ausbreitenden Nationalsozialismus auseinandersetzte, wurde sie 1942 verboten. Als Vorwand hierfür diente ein völlig harmloser Artikel des Jesuiten Bernhard van Acken zum Thema Priester und Frau in Heft

4/1941, der angeblich eine Beleidigung der deutschen Frau darstellte.²²

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs strebte das Professorenkollegium die Neubelebung der Zeitschrift unter Beibehaltung des bewährten Konzeptes an; sie erschien wieder ab 1947.²³ Die Schriftleitung übernahm der Alttestamentler Maximilian Hollnsteiner (1904–1997). Freilich war trotz seines großen Engagements der frühere Abonnentenstand nicht mehr zu erreichen. Gründe hierfür waren das Bestehen des „Eisernen Vorhangs“, der Rückgang der Kenntnisse der deutschen Sprache im Osten und die wachsende Medienflut im Westen. Man mußte sich mit Auflagenzahlen zwischen 2000 und 3000 begnügen. Auch der ehemalige Charakter eines dialogischen Kommunikationsorgans, das geprägt ist durch Zuschriften von Praktikern (Pastoralfragen, -fälle) und von Antworten der Redaktion, ließ sich längerfristig nicht halten.²⁴

Eine wichtige Neuerung erfolgte im Zeitraum, in welchem ich selbst der Redaktion angehörte (Redaktionsmitglied 1982–1994; davon zehn Jahre Chefredakteur), nämlich die Einführung von Themenheften (1984). Ein anderer entscheidender Schritt wurde 1994 mit dem Übergang zu einem Verlag in Deutschland (Friedrich Pustet / Regensburg) getan.

1993 übernahm der Professor der Dogmatik Józef Niewiadomski, der seit 1992 der Redaktion angehörte, die Chefredaktion, die er auch nach seiner

¹⁸ Ebd., 14–16.

¹⁹ Ebd., 18.

²⁰ Vgl. K. Pangerl, Dr. Leopold Kopler (1881–1933). Priester – Professor – Chefredakteur. (Erscheint demnächst in den Oberösterreichischen Heimatblättern).

²¹ J. Obernhumer], Zum Wiedererscheinen der Quartalschrift, in: ThPQ 95 (1947), 1–3.

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Lehner (wie Anm. 2), 63.

Berufung nach Innsbruck (1996) noch für ein Jahr beibehielt. Aufgrund seines großen Bekanntenkreises gelang es Niewiadomski, neue Autoren zu gewinnen und brisante Themen aufzutreiben.

Nach der Darlegung der *äußeren Geschichte* der Quartalschrift sei nun noch versucht, ihre *inhaltliche Ausrichtung* zu skizzieren.

Für die Zeit ihrer Entstehung konnten wir eine gewisse Offenheit gegenüber der neuen Situation beobachten. Doch bald begann sich eine konservativ-apologetische Tendenz abzuzeichnen, die sich mit der „Germanikergeneration“ in der Redaktion (Fuchs, Hiptmair, Gföllner, Kopler) noch verschärfte. Insbesondere die Artikel von Matthias Hiptmair trugen dieser Tendenz Rechnung. In scharfer Diktion und mit enger Anlehnung an päpstliche Stellungnahmen griff er den Amerikanismus, den Monismus, den Modernismus, den Protestantismus, die Freimaurerei, das Judentum, die Sozialdemokratie, das Risorgimento und die Simultanschule an, während er sich zum Beispiel für die Jesuiten, die Zentrumspartei in Deutschland, das päpstliche „Non expedit“, die konfessionelle Schule u.ä. stark mache.

Entgegen der sonst konservativen Tendenz der Zeitschrift ist aber zu dieser Zeit eine Aufgeschlossenheit gegenüber der Sozialen Frage feststellbar. Der Florianer Chorherr Karl Reichhart (1827–1880) empfahl zum Beispiel 1869 all denen, „die sich in dieser wichtigen Frage noch weiter orientiren und auf die wissenschaftliche Seite näher ein-

gehen wollen“, das – zwei Jahre zuvor erschienene – „geradezu ausgezeichnete Werk: ‚Das Capital‘ von Carl Marx“.²⁵ Um die Jahrhundertwende begann sich freilich eine scharf antisozialistische Linie abzuzeichnen, an der aber nicht nur die Autoren der Quartalschrift, sondern auch die Gegenseite Schuld hatten.

Die eingehende Berücksichtigung der sogenannten Kasuistik war lange Zeit ein Hauptmotiv für den Bezug der Zeitschrift und damit für ihre Verbreitung gewesen. Bei den aufgegriffenen Fällen ging es aber häufig gar nicht um wirklich dringende Anliegen, sondern eher um einen „Denksport für Kleriker“.²⁶

So wurde zum Beispiel 1932 „ein Kasus, verursacht durch eine Geld fressende Ziege“ behandelt:²⁷ Der Verpächter eines Bauernhofes in Frankreich hatte sich zu seinem Pächter begeben, um die Pacht in Empfang zu nehmen. Dieser gab ihm eine größere Geldnote, von der er 100 Francs herausbekommen sollte. Doch vor der Übergabe des Scheines entriß eine Ziege des Pächters dem Pachtherrn die 100 Francs und verschlang sie. Daraufhin entbrannte zwischen Pächter und Pachtherrn ein heftiger Streit. Der eine hatte das Geld ja tatsächlich „hergegeben“, der andere aber hatte es nicht „empfangen“. Der geschilderte Fall wird vom Berichterstatter, Karl Fruhstorfer, so gelöst: „.... weil den Pächter keine Schuld am Geldfraß der Ziege trifft, dauert sein striktes Recht auf die 100 Franken ungeschmälert fort. Somit schuldet der Verpächter die genannte Summe dem Pächter auch jetzt noch“.

In theologischer Hinsicht dominierte in der Zeitschrift ein streng neuscholastisches und antimodernistisches Denken, so zum Beispiel im Artikel „Modernismus“ von Augustin Lehmkühl, der die päpstliche Enzyklika „Pascendi“ von 1907 eingehend würdigte.²⁸

²⁵ Hinweis bei Lehner (wie Anm. 2), 163; vgl. ThPQ 22 (1869), 215. Der Beitrag Reichharts erschien anonym. Die Behandlung ähnlicher Themen durch ihn in der ThPQ sowie der Stil lassen jedoch auf seine Autorschaft schließen. Dankenswerter Hinweis von Dr. Markus Lehner (Linz).

²⁶ Lehner (wie Anm. 2), 62.

²⁷ ThPQ /1932), 149f.

²⁸ ThPQ 61 (1908), 248–263.

Diese Linie hielt sich bis zum Zweiten Vatikanum.

Seither bedingte eine neue Sicht der Kirche, das Entstehen neuer Ämter und neuer Methoden der Seelsorge sowie der Rückgang der Priesterzahlen ein „Abrücken von der früheren Kleruszentrierung“.²⁹ Auch wurde es notwendig, sich den neuen Problemen in Kirche und Welt zu stellen. Das scheint im wesentlichen gelungen zu sein.

Die Zukunft der Zeitschrift ist nicht leicht abzusehen. Sie lebt von der Akzeptanz, die sich zunächst einmal darin äußert, daß man sie überhaupt bezieht. Bei meinem Ausscheiden als Chefredakteur (Ende 1992) formulierte ich meine Wünsche bezüglich der Zeitschrift. Ich setze diese Worte abschließend hierher, weil sie zugleich die Vorstellungen und Hoffnungen artikulieren, welche die damalige Redaktion mit der Zeitschrift verband:

„Möge es – bei Beibehaltung der Grundkonzeption – gelingen, die Zeitschrift ständig besser zu machen. Ich würde mir wünschen, daß sie immer mehr von einem ‚Bollwerk‘, das sie einmal war, zu einer ‚Brücke‘ wird. Eine Brücke trennt nicht, sie verbindet. Möge die Quartalschrift mit ihrer immer noch internationalen Verbreitung einen kleinen Beitrag dazu leisten, um die westliche und östliche Theologie, ja die Kontinente miteinander zu verbinden; möge sie jeden Fachegoismus überwinden und die einzelnen theologischen Disziplinen in ausgewogener Weise zu Wort kommen lassen; möge sie aber auch die hohe Fachwissenschaft mit der theologischen Praxis verknüpfen, also – entsprechend ihrer Bezeichnung als ‚theologisch-praktische‘ Zeitschrift – bei aller Wahrung eines guten Gesamtniveaus das gebotene Material so aufbereiten, daß es rezipierbar wird. Nicht zuletzt sollte die Zeitschrift auch in dem Sinne Brücke sein, daß sie nicht polarisierend wirkt, sondern dazu beiträgt, erzielte theologische Fortschritte so zu

vermitteln, daß auch eher konservative Theologen und Seelsorger sie nicht von vornherein abschreiben“.

Wenn diese Mittlerfunktion erfüllt wird, müßte es der Zeitschrift – trotz der ständig wachsenden Medienvielfalt – eigentlich gelingen, auch noch kommenden Generationen Dienste leisten zu können.

2. Der St. Pöltener „Hippolytus“

Indirekt hängt auch der St. Pöltener „Hippolytus“ mit dem Revolutionsjahr 1848 zusammen.

Anton Kerschbaumer (1823–1909), der sich zu dieser Zeit im höheren Priesterbildungsinstitut St. Augustin in Wien aufhielt, faßte nämlich schon damals, obwohl er erst 25 Jahre alt war, den Plan, eine Monatszeitschrift für den Diözesanklerus zu gründen.³⁰ Dazu mag ihn – neben der eben erlangten Pressefreiheit – der Umstand motiviert haben, daß in jenem Jahr in der Nachbaröözese Linz die „Theologisch-praktische Quartalschrift“ (wieder)erstand. Die Möglichkeit der Realisierung des Projektes ergab sich für Kerschbaumer aber erst mit seiner Berufung zum Professor der Pastoraltheologie in St. Pölten (1851). „Einen fördernden Anstoß gaben [schließlich] die seit 1855 eingeführten Pastoralkonferenzen“³¹, zu denen sich der Klerus eines Dekanates jeweils zweimal im Jahr traf, um u.a. anstehende Fragen der Pastoral und der Theologie zu erörtern. Bald tauchte der Gedanke auf, die besten der für diese Konferenzen vorbereiteten Elaborate zu veröffentli-

²⁹ Lehner (wie Anm. 2), 64.

³⁰ H. Engelbrecht, Anton Kerschbaumer. Eine biographische Studie, in: Mitteilungen des Kremsner Stadtarchivs 1962, 97–354, hier 168. Hinweise zur Zeitschrift verdanke ich auch Prof. Dr. Friedrich Schragl (St. Pölten).

³¹ Ebd.

chen und dadurch den Priestern Hilfen für die Seelsorgearbeit, nicht zuletzt auf der Kanzel, zu bieten. Aber erst 1858 kam die erste Nummer der Zeitschrift, die nach dem Diözesanpatron „Hippolytus“ benannt wurde, heraus. Es war der erklärte Zweck dieses Organs, „die wissenschaftlichen Bestrebungen im Diözesanklerus zu einigen, für sie einen anregenden Mittelpunkt zu schaffen und der praktischen Seelsorge zu dienen“.³² Als 1861 Matthäus Binder (1822–1893)³³ aus der Redaktion der Zeitschrift schied, setzte Kerschbaumer die Arbeit allein fort. Jede Nummer des „Hippolytus“ erfaßte drei Sektionen, erstens das „Conferenz-Archiv“, zweites „Freie Beiträge zur praktischen Theologie“, drittens das „Archiv für Diözesan-Chronik und -Geschichte“.³⁴ Lag der Schwerpunkt ursprünglich beim „Conferenz-Archiv“, so verschob er sich zusehends zugunsten der historischen Abteilung³⁵, während der pastorale Aspekt dadurch etwas in den Hintergrund trat.

Die Zeitschrift bot zwar ein abwechslungsreiches Programm, war aber zu wenig durchgeplant und litt – besonders durch die Einengung auf den Diözesanklerus³⁶ – von Anfang an an einer zu geringen Abonnentenzahl. Auch hatte sich die Hoffnung, unter den Priestern der Diözese St. Pölten genügend geeignete „Beiträger“ zu fin-

den, nicht erfüllt. Der „Hippolytus“ wurde immer mehr zu einem Privatunternehmen Kerschbaumers. Dieser beklagte sich im Vorwort zum 7. und letzten Jahrgang (1864) über die zu geringe Resonanz in der Diözese wie folgt:

„Wenn nicht die Diöcese St. Pölten den ‚Hippolytus‘ erhält, dann möge er verschwinden, – er hat sein Dasein verfehlt ... Die nächste Zukunft wird lehren, ob der siebente Jahrgang des ‚Hippolytus‘ nicht auch sein letzter ist.“

Es war tatsächlich der letzte Jahrgang und sollte es auch bleiben. In seiner „Geschichte des Bistums St. Pölten“ äußerte Kerschbaumer zwar den Wunsch: „Möge die Zeitschrift doch wieder erstehen!“³⁷ Da aber Bischof Josef Feßler (1865–1872), der spätere Generalsekretär des 1. Vatikanischen Konzils, das Unternehmen nicht förderte,³⁸ bestand keine Chance für eine Neubelebung.

3. Das Brixener „Konferenzblatt“

Diese noch bestehende Zeitschrift existiert seit 1889.³⁹ Der Anlaß der Gründung war bescheiden; das Blatt sollte dazu dienen, dem Präses der Brixener „Priester-Sodalität zum hlst. Herzen Jesu“ den Kontakt mit den ca. 300 Mitgliedern zu erleichtern.

Der Name „Konferenzblatt“ deutet aber darauf hin, daß schon von Anfang

³² J. Pritz, Franz Werner. Ein Leben für Wahrheit in Freiheit. Ein Beitrag zur Geistes- und Theologiegeschichte Österreichs im 19. Jahrhundert, Wien 1957, 262.

³³ Professor der Kirchengeschichte in St. Pölten, ab 1861 Alumnatsdirektor, ab 1872 Bischof von St. Pölten.

³⁴ Engelbrecht (wie Anm. 30), 168.

³⁵ Auch die Aufgliederung in die einzelnen Abteilungen erfuhr kleine Änderungen.

³⁶ Vgl. Engelbrecht (wie Anm. 30), 169.

³⁷ A. Kerschbaumer, Geschichte des Bistums St. Pölten Bd. 2 (1876), 611.

³⁸ Engelbrecht (wie Anm. 30), 169.

³⁹ Zum Folgenden vgl.: Zur Geschichte des „Konferenzblattes“, in: Konferenzblatt 100 (1989), 2–18. Der nicht gezeichnete Artikel geht auf eine bei Josef Gelmi eingereichte Seminararbeit von Siegfried Innerbichler zurück, die für die Drucklegung von Redakteur Johann Mayr redigiert und ergänzt wurde. Weitere Hinweise zur Zeitschrift verdanke ich Prof. Dr. Josef Gelmi (Brixen).

an Referate, die bei den kurz zuvor ins Leben gerufenen Priesterkonferenzen gehalten wurden, zum Abdruck kamen; darüber hinaus wurden „Fragen der Aszese, seelsorgliche Erlebnisse und interessante Pastoralfälle, kirchliche Nachrichten und Entscheidungen und wissenschaftliche Erörterungen“ aufgenommen.⁴⁰ In der weiteren Folge traten dann Mitteilungen und Konferenzberichte immer mehr zugunsten theologischer Abhandlungen und aktueller Probleme zurück.⁴¹

Eine Bindung der Zeitschrift an die theologische Lehranstalt war stets gegeben, auch wenn das Titelblatt das „Kollegium der Theologieprofessoren am bischöflichen Priesterseminar Brixen“ nur von 1957 bis 1961 als Herausgeber ausweist.

Der Verlust von rund zwei Dritteln des Gebietes der Diözese Brixen nach dem Ersten Weltkrieg bedingte einen dramatischen Rückgang der Bezieherzahlen. Dem von 1921 bis 1957 als Schriftleiter wirkenden Professor für Altes Testament Josef Steger (1882–1957) gelang es jedoch, dem Organ neue Bedeutung zu verleihen und es vor dem Untergang zu retten. Es wollte in dieser schwierigen Zeit vor allem „den Seelsorgern in Deutsch-Südtirol helfend zur Seite zu stehen und ihren Mut zu stärken“.⁴²

In den Jahren des Faschismus und des Zweiten Weltkriegs wurde verstärkt auf päpstliche Dokumente (bes. Enzykliken) eingegangen. Vor den drohenden Gefahren des Nationalsozialismus warnte 1937 und 1938 mit scharfen

Worten Josef Schguanin (1887–1972), ein Priester aus dem deutschen Anteil der Diözese Trient, in mehreren Artikeln. Er charakterisierte zum Beispiel den Nationalsozialismus als „giftige Ganzheitsbewegung“, die „naturgemäß nach straffer Einigung des deutschen Volkes“ strebe und mit dem Christentum unvereinbar sei, weshalb die Kirche „vom Nationalsozialismus her nur Kampf zu erwarten“ habe.⁴³ Wegen dieser Beiträge unterwarf Bischof Johannes Geisler (1930–1952) das Blatt in der Folge einer Vorzensur. Von 1945 bis ca. 1960 bildete der Kommunismus ein wichtiges Thema der Zeitschrift, seit dem Zweiten Vatikanum fanden Kirche, Liturgie und Verkündigung besondere Beachtung.

Änderungen der Zielrichtung des Konferenzblattes ergaben die Zeitumstände. Seit 1970 trägt die Zeitschrift den Untertitel „für Theologie und Seelsorge“, womit zum Ausdruck kommt, daß nun der Hauptakzent auf der wissenschaftlichen Theologie liegt und nicht mehr bloß der Klerus angesprochen werden soll.⁴⁴ Die sich zunehmend stärker abzeichnende Praxis der Redaktion, Tagungsreferate abzudrucken,⁴⁵ hat neben Vorteilen auch den Nachteil, daß die Planung der Hefte hinter einer Fremdbestimmung zurücktritt.

4. Die Passauer „Theologisch-praktische Monatsschrift“

Laut eigener Aussage wurde die seit 1891 erscheinende Passauer „Theolo-

⁴⁰ Ebd., 14.

⁴¹ Ebd., 8.

⁴² Ebd., 7.

⁴³ Josef Gelmi, Kirchengeschichte Tirols, Bozen 1986, 264f; vgl. ders., Kirche und Option in Südtirol, in: ThPQ 137 (1989), 259–266, hier 260.

⁴⁴ Wie Anm. 39, 10.

⁴⁵ Ebd., 15.

gisch-praktische Monatsschrift“ auf „Veranlassung der bayerischen Oberhirten“ gegründet, und zwar vor allem, um der Fortbildung des Klerus zu dienen.⁴⁶ Konkret ging die Initiative vom Passauer Bischof Michael von Rampf (1889–1901) aus, dem die Förderung des Klerus ein großes Anliegen war und der deshalb ab 1890 regelmäßige Pastoralkonferenzen vorschrieb.⁴⁷ Bei diesen wurden neben theologischen vorwiegend pastorale Probleme erörtert, was in der Rubrik „Fragen und Fälle“ der Zeitschrift seinen Niederschlag fand.

Die Gliederung der Zeitschrift entspricht etwa derjenigen der Linzer „Theologisch-praktischen Quartalschrift“ beziehungsweise des St. Pöltner „Hippolytus“. Die Konzeption wurde im wesentlichen beibehalten, solange die Zeitschrift bestand.

Mit großem Selbstbewußtsein deklarierte sich die Zeitschrift als „das Centralorgan der großen urdeutschen Vormacht des Katholizismus im Herzen Deutschlands“; es müsse daher „für jeden Fachgenossen von Interesse sein ..., den Inhalt unserer Monatshefte zu verfolgen“.⁴⁸

Die Mitarbeiter rekrutierten sich vor allem aus Mitgliedern des bayerischen Klerus, aber auch viele Lyceal- und Universitätsprofessoren, unter ihnen so bekannte Namen wie Franz X. Kiefl, Otto Pfülf, August Lehmkuhl, Her-

mann Schell und Otto Bardenhewer, stellten Beiträge zur Verfügung.⁴⁹

Auf Zeitereignisse wurde meist rasch reagiert, wenn auch nicht immer differenziert genug, sondern eher apologetisch oder polemisch. Die Miszelle: „Wie ist die Sozialdemokratie auf der Kanzel zu bekämpfen?“ im Jahrgang 5⁵⁰ ist hierfür schon von der Überschrift her symptomatisch. Grundsätzlich war ein Bemühen um Aktualität gegeben. Die Themen „Soziale Frage“ und „Sozialismus“ sowie „Reformkatholizismus“ und „Modernismus“ fanden zum Beispiel sofort Beachtung, als sie angefangen hatten, die Menschen zu bewegen.

Nach dem Erscheinen der päpstlichen Sozialencyklika „Rerum novarum“ (1891) erschien 1892 der Artikel „Der Klerus und die Sozialdemokratie“⁵¹ von Anton Hauser, der mit den Worten beginnt: „Nach dem obersten Urteil des Papstes (cf. Encyclika v. 1891) ist die soziale Frage die erste der Gegenwart. Alle anderen Fragen treten mehr oder minder in den Hintergrund ...“. Dann wird zustimmend das Papstwort zitiert: „Mögen alle Mitglieder der Geistlichkeit ... ihre volle Kraft und all ihren Eifer der großen Aufgabe weihen, ... an der Wohlfahrt des Volkes zu arbeiten.“ Gleichzeitig wird aber auch aufgerufen zum Kampf gegen die Sozialdemokratie. Dieser Problemkreis fand auch weiterhin Beachtung.

⁴⁶ Theologisch-praktische Monatsschrift (ThPM) 1 (1891), 1–4. Zur Geschichte der Zeitschrift vgl.: W. Imkamp, Die katholische Theologie in Bayern von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, in: W. Brandmüller (Hg.), Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte Bd. 3, St. Ottilien 1991, 539–651; H. Lochner, Die katholischen Zeitschriften Bayerns 1900–1918, Phil. Diss., München 1954, 212–214. Weitere Hinweise verdanke ich Dr. Herbert W. Wurster (Passau).

⁴⁷ August Leidl, Rampf, Michael von, in: Erwin Gatz, Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1983, 592f; Franz X. Bauer, Das Bistum Passau unter Bischof Dr. Michael von Rampf (1889–1901), Passau 1997.

⁴⁸ ThPM 1 (1891), 1–4.

⁴⁹ W. Imkamp (wie Anm. 46), 550.

⁵⁰ ThPM 5 (1895), 333ff.

⁵¹ ThPM 2 (1892), 665–669, 734–741.

Aber auch auf theologischem Gebiet bemühte man sich, am laufenden zu bleiben. Als 1903 das Werk „Christus. Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung“ von Hermann Schell (1850–1906) erschien⁵², unterzog es P. Godehard Geiger vom Stift Metten sofort einer Würdigung⁵³ und stellte fest, daß das Buch „jedenfalls einen Schatz von tiefen und fruchtbaren Gedanken“ enthalte, „die verdienen, allseitiger beleuchtet, weiter entwickelt und angewendet, teilweise allerdings auch berichtigt zu werden“.⁵⁴ Dabei waren mehrere Werke Schells schon 1898 auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden!

Eine zwischen dem Schell-Gegner P. Johannes Stufler (1865–1952) und Prof. Franz X. Kiefl (1869–1928) entbrannte Kontroverse zum Thema „Die Heiligkeit Gottes und der ewige Tod“ wurde 1905 ebenfalls in der Monatsschrift ausgetragen.⁵⁵

Große Beachtung fanden die antimodernistischen Stellungnahmen Papst Pius X. (1903–1914). Jahrgang 18 der Zeitschrift brachte die Abhandlung „Vom Modernismus“ von K[arl] Weiß, der seit 1905 Professor für Neues Testament in Passau war. Der Autor ging ausführlich auf die drei päpstlichen „Kundgebungen“ des Jahres 1907 (Dekret „Lamentabili“ vom 3. Juli; Enzyklika „Pascendi“ vom 8. September; Motu proprio „Praestantia scripturae sacrae“ vom 18. November) ein⁵⁶, bejahte diese grundsätzlich, hielt aber

auch fest, daß die Dokumente eine Aufforderung darstellten, „im Lichte und unter Führung der katholischen Wahrheit ... den Fortschritt zu pflegen.“ Behielte man „beide Ziele im Auge“, so meinte Weiß, ergebe sich „als Resultat ein modernes, aber kein modernistisches Christentum“.⁵⁷ Während der Autor im ehemaligen Jesuiten George Tyrell (1861–1907)⁵⁸ einen typischen Vertreter des Modernismus sieht, betrachtet er die deutsche Theologie nicht im eigentlichen Sinne als modernistisch.⁵⁹ Schließlich verteidigt Weiß den Theologen Schell in vorsichtiger Form, weil er bei ihm Ansatzpunkte zur Überwindung der Gefühlsreligion Tyrells zu erkennen glaubt.⁶⁰

Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß sich die Zeitschrift nicht in der Polemik gegen die Zeitströmungen erschöpfte, sondern auch Autoren zu Wort kommen ließ, die den neuen Richtungen positive Seiten abzugewinnen wußten.

Mit dem Ausscheiden Georg Pells (1849–1927) aus der Redaktion (1920), der er von Anfang angehört und die er zuletzt allein geleitet hatte, wurde die Zeitschrift eingestellt. Der Umstand, daß der 30. und letzte Band als Doppeljahrgang (1919/20) erschien, dürfte auch auf finanzielle Probleme hindeuten, die in dieser schwierigen Nachkriegszeit sicherlich gegeben waren und das weitere Erscheinen wohl nicht mehr gestatteten.

⁵² Zu ihm LThK 9 (1964), 384f.

⁵³ ThPM 13 (1903), 537–552, 770–778.

⁵⁴ Ebd., 537.

⁵⁵ ThPM 15 (1905), 331–346, 588–601.

⁵⁶ ThPM 17 (1907), 261–271, 347–359, 391–411.

⁵⁷ Ebd., 411.

⁵⁸ Zu ihm LThK 10 (1965), 426f.

⁵⁹ ThPM 17 (1907), 262.

⁶⁰ Ebd., 269, 357.

5. „Der Seelsorger“ / „Diakonia“

Bei der 1925 in Wien gegründeten Zeitschrift „Der Seelsorger“ gab der Untertitel „Monatsschrift für zeitgemäße Homiletik, liturgische Bewegung und seelsorgliche Praxis“ die beabsichtigte Zielrichtung an.⁶¹ Der Schriftleitung gehörten von Anfang an so profilierte Persönlichkeiten wie Pius Parsch (1884–1954) und Karl Rudolf (1886–1964) an. Die Zeitschrift entwickelte sich rasch zu einem wichtigen Sprachrohr für die kirchlichen Bewegungen der Zwischenkriegszeit; Ende 1938 wurde sie von den damaligen Machthabern verboten.

Bald nach Kriegsende, im Herbst 1945, gelang es Karl Rudolf, das Organ neu zu beleben; es führte nun den aus der Zeit heraus verständlichen, aber wenig attraktiven Untertitel: „Monatsschrift für alle Bereiche priesterlicher Reich-Gottes-Arbeit“. Die 1965 erfolgte Neukonzeption wird im Untertitel „Zweimonatsschrift für Praxis und Theorie des kirchlichen Dienstes“ erkennbar. Die Schriftleitung übernahm damals der Laientheologe Helmut Erharder, dem Redaktionsteam gehörten u.a. Norbert Greinacher, Ferdinand Klostermann (1907–1982), Otto Mauer (1907–1973) und Joseph Ernst Mayer (geb. 1905) an.

Parallel zum „Seelsorger“ erschien seit 1946 in der Schweiz die Zeitschrift „Anima“ als „Vierteljahrschrift für praktische Seelsorge“. Diese änderte 1966 ihren Namen in „Diakonia. Internationale Zeitschrift für praktische

Theologie“ und wurde 1970 mit dem geistesverwandten „Seelsorger“ fusioniert, zunächst unter der Doppelbezeichnung „Diakonia/Der Seelsorger“, ab 1972 aber mit dem Namen „Diakonia. Internationale Zeitschrift für die Praxis der Kirche“. Die Beschränkung auf den Titel „Diakonia“ wollte zum Ausdruck bringen, „daß das ganze Volk Gottes“ angesprochen ist „und insbesondere das Wirken der Presbyter und Bischöfe, Diakone und Pastoralreferenten, Theologen und Lehrer und aller anderen ‚ministri‘ nicht Selbstzweck ist, sondern Dienst an den Menschen in ihrer jeweiligen Situation; an ihrem Glauben und ihrer Freude an ihrer Brüderlichkeit, Gerechtigkeit und Hoffnung.“⁶² Diese Formulierung reflektiert eine im Lichte des Zweiten Vatikanums geänderte Sicht von Seelsorge; es geht nun eben nicht mehr nur um die „priesterliche Reich-Gottes-Arbeit“ allein.

Bis heute sieht es die Zeitschrift als ihre Aufgabe und Verpflichtung an, die vom Konzil „inspirierten Erneuerungsimpulse für das kirchliche Leben aufzugreifen [und] in die kirchliche Öffentlichkeit hinein zu vermitteln“, sie aber auch „auf veränderte Situationen hin kreativ voranzutreiben“; sie will Forum sein „für alle Ansätze und Modelle einer evangeliumsgemäßen und darin zukunftsweisenden Praxis der Kirche“.⁶³ Das verlangt neben pastoraltheologischen Beiträgen und Berichten aus der Praxis auch die Vermittlung wichtiger Ergebnisse aus anderen theologischen Disziplinen (insbesondere

⁶¹ Hinweise zur Geschichte in: Diakonia 1 (1970), 72; o.V., Diakonia – ein Programm das uns verpflichtet, in: Diakonia 20 (1989), 1–6; Helmut Erharder, 25 Jahre Diakonia, in: Diakonia 25 (1994), 361f. Wichtige briefliche Auskünfte er teilte mir Prof. Dr. Helmut Erharder (Wien), dem hierfür herzlich gedankt sei. Zusätzliche Hinweise ver danke ich Prof. Dr. Wilhelm Zauner (Linz).

⁶² Diakonia 3 (1972), 1.

⁶³ Diakonia 30 (1989), 2.

aus der biblischen Theologie) und aus den Humanwissenschaften.

Die Zeitschrift konnte die Aufbruchsstimmung des Konzils nützen, sie mußte sich aber auch immer wieder mit reaktionären Gegenströmungen auseinandersetzen. Blättert man die einzelnen Jahrgänge der Zeitschrift durch, erhält man den Eindruck, daß sie äußerst hellhörig war (und ist) gegenüber den Bedürfnissen und Entwicklungen in Kirche und Welt und daß sie nach Hilfen und Problemlösungen Ausschau hält.

So erblickte Heinz Schuster schon 1970 in einem Leitartikel „Die Chance der Laientheologen“⁶⁴ in den Vertretern dieses Standes ein neues Angebot für die Kirche; er stellte aber auch bedauernd fest: „... man scheut sich noch immer, sie als mögliche Gemeindevorsteher zu sehen ...“. Umgekehrt wurden immer wieder Bedenken erhoben gegen eine reine Kleruskirche; „einer totalen Vermittlung des Göttlichen durch eine Oberschicht“ wurde eine klare Absage erteilt.⁶⁵

Wiederholt wurden Reflexionen über das „kirchliche Vorsteheramt“ ange stellt, Polarisierungen beklagt, Reformen verlangt, die Seelsorgestrukturen diskutiert und „neue kirchliche Dienste“ anvisiert. Josef Bommer machte sich bereits 1976 Gedanken über das gegenwärtig hochaktuelle Thema „Die Frau in der Kirche – Frau Pfarrer?“⁶⁶ Eine ähnliche Thematik wurde 1984 mit dem Schwerpunkttheft „Frauen und Männer in neuer Gemeinschaft.

Zur Gleichberechtigung der Frau in Gesellschaft und Kirche“ aufgegriffen.⁶⁷

Breiten Raum nehmen selbstverständlich Fragen der Pastoral, besonders der Sakramentenpastoral, ein.⁶⁸ Auch auf ökumenische Fragen wird häufig eingegangen.⁶⁹

Als Zeitschrift, die sich sehr bewußt am Zweiten Vatikanum orientiert, nimmt sie oft auch direkt auf das Konzil Bezug, dem zum Beispiel zwanzig Jahre nach seiner Eröffnung ein Schwerpunkttheft gewidmet wurde, in welchem die Kirchenversammlung als „Etappe“ auf einem langen Weg gesehen wird, der konsequent fortzusetzen ist.⁷⁰

Resümee

Überblicken wir unsere Ausführungen, so zeichnen sich klar einige Ergebnisse beziehungsweise Erkenntnisse ab.

Voraussetzung für das Entstehen theologisch-praktischer Organe im 19. Jahrhundert war ein Emanzipationsprozeß der Kirche. Auch wenn es schon in den Zeiten des absolutistischen Staates Versuche zur Gründung theologischer Zeitschriften gab, konnten diese doch erst in einem Klima der Freiheit (Pressefreiheit) wirklich florieren. Es ist daher verständlich, daß diese Publikationen einerseits die neue Freiheit begrüßten und andererseits die kirchliche Restauration pflegten.

Einschneidende Zeitereignisse (Revolution 1848, Ultramontanismus, Soziale

⁶⁴ Diakonia 1 (1970), 73f.

⁶⁵ Vgl. Otto Mauer, Selbstverschleiß der Autorität, in: Diakonia 1 (1970), 217–219.

⁶⁶ Diakonia 6 (1976), 91–102.

⁶⁷ Diakonia 15 (1984, Heft 1).

⁶⁸ Zum Beispiel „Buße und Versöhnung“ als Schwerpunktthema in: Diakonia 14 (1983, Heft 2).

⁶⁹ Vgl. zum Beispiel die Schwerpunktthefte „Konziliarer Prozeß als ökumenisches Lernen“ (20, 1989, Heft 5) beziehungsweise „Ökumene im Dienst der Versöhnung“ (28, 1997, Heft 1).

⁷⁰ Diakonia 13 (1982, Heft 6).

Bewegung, Modernismus, Zweites Vatikanum etc.) spiegeln sich fast stets auch in den Zeitschriften wieder, obwohl es auch das Aussparen von Problemen gibt. So setzte sich die Linzer „Theologisch-praktische Quartalschrift“ – zum Unterschied vom Brixener „Konferenzblatt“ – nicht mit dem Nationalsozialismus auseinander. Den nach dem Zweiten Vatikanum aufgebrochenen Fragen haben sich (wenn auch verschieden intensiv) alle noch bestehenden Zeitschriften ge-

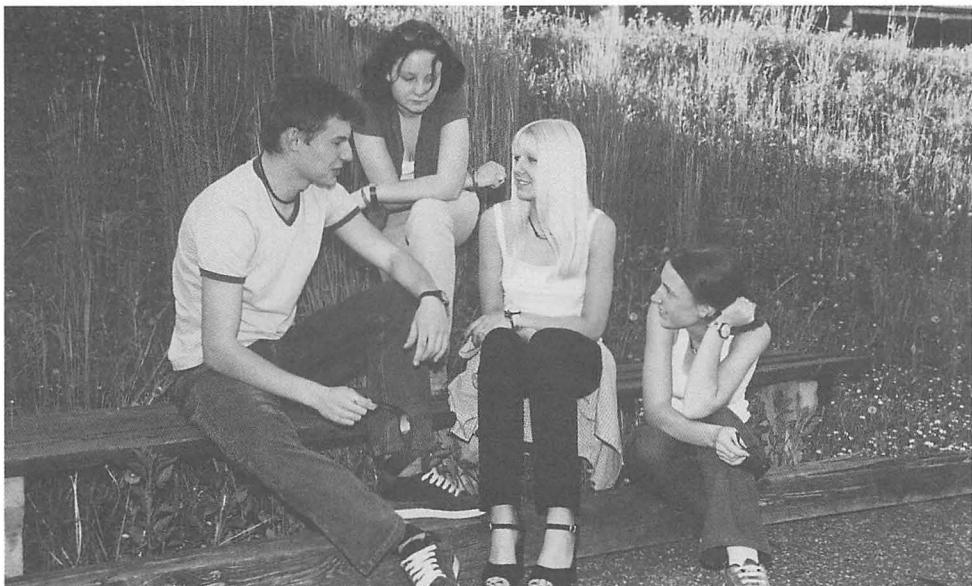
stellt, am deutlichsten hat dies wohl die „Diakonia“ getan.

Ein wichtiger Impuls für die Gründung theologisch-praktischer Zeitschriften war das Entstehen von Priester- und Pastoralkonferenzen, wie sich an allen der schon im 19. Jahrhundert ins Leben gerufenen Organe feststellen lässt.

Veränderungen der Kirchenstrukturen bedingten auch eine Veränderung der Zielrichtung der Zeitschriften; sie konnten zum Beispiel ab einem gewis-

Linz for You(th)!

In Linz leben derzeit 11.913 junge Linzerinnen und Linzer im Alter von 14 bis 19 Jahren, dies sind fast sechs Prozent der gesamten Stadtbevölkerung. Für sie hält die Stadt Linz eine große Auswahl an Service- und Freizeiteinrichtungen bereit.



Für die Wünsche und Sorgen der Linzer Jugend sind die städtischen Kinder- und Jugendbeauftragten Gerda Daume und Claudia Schuberger, Amt für Jugend und Familie, zuständig. Sie forcieren die

Zusammenarbeit von öffentlichen und privaten Einrichtungen und unterstützen Projekte für Jugendliche.

Linzer Tel. 7070/2817 oder 2831.

sen Zeitpunkt nicht mehr nur die Priester, sondern mußten auch die Laien (Laientheologen) ansprechen. Gleichzeitig trat die Theologie gegenüber der Praxis stärker in den Vordergrund, ohne daß der Praxisbezug aufgegeben wurde.

Weil es den besprochenen Zeitschriften um die Vermittlung der Theologie für die Praxis ging und geht, stehen und standen sie fast stets auf verschiedene Art und Weise in Verbindung zu einer theologischen Fakultät, zumindest in dem Sinne, daß deren Professoren an der Redaktion beteiligt waren oder als Autoren herangezogen wurden. Direkt als Organe einer theologischen Hochschule können die Linzer „Theologisch-praktische Quartalschrift“ ab 1861 und das Brixener „Konferenzblatt“ vom Anfang an gelten; aber auch der St. Pöltener „Hippolytus“ oder die Passauer „Theologisch-praktische Monatsschrift“ weisen eine enge Beziehung zur theologischen Hochschule am Ort auf.

Offenkundig ist auch, wie stark einerseits die Zeitumstände, andererseits das Engagement einzelner Personen das Auf und Ab einer Zeitschrift bestimmten. Einbrüche brachte zum Beispiel der Erste Weltkrieg, weil er die Finanzsituation verschlechterte und die politische Landkarte veränderte. Oft hing es an einer Einzelpersönlichkeit, ob eine Zeitschrift einging (St. Pölten, Passau) oder fortbestand (Linz, Brixen). Auch die Gunst oder Ungunst des Ortsbischofs konnte sich entscheidend auswirken.

In der Gegenwart müssen sich die theologischen Zeitschriften in der entstandenen Medienvielfalt behaupten. Es wird darauf ankommen, unter den neuen Rahmenbedingungen den Ort zu finden, der das Überleben garantiert, dies aber nicht als Selbstzweck, sondern in der Absicht, weiterhin unverzichtbare Vermittldienste zwischen Theologie und Praxis leisten zu können und dadurch dem Aufbau der Kirche zu dienen.